



Udo Jürgens vor einem Plakat mit dem Film-Jürgens, den Schauspieler David Rott in dem TV-Zweiteiler „Der Mann mit dem Fagott“ gibt.

Foto: dpa

Mit viel Sahne

Die ARD feiert Udo Jürgens zu dessen 77. Geburtstag – er spielt in dem opulenten Zweiteiler „Der Mann mit dem Fagott“ mit, singt live und spricht über sein Leben.

Von Thomas Gehringer
SZ.KULTUR@DD-V.DE

Die ersten Töne, die der kleine Udo dem Klavier entlockt, sind nicht sehr schön. Die Finger hämmern auf die Tasten, die im Herbst 1944 häufiger vorbeifliegenden Bomberstaffeln nachahmend. Leider ist es Nacht, Udo trägt noch keinen Bademantel, nur die Eltern, die aus ihren Träumen gerissen werden. „Das klingt ja genau wie die Bomber“, sagt die erstaunte Mutter. So begann also die Musikerkarriere von Jürgen Udo Bockelmann, der sich später in Udo Jürgens umbenannte, damals auf dem Schloss Ottmanach in Kärnten.

Ach ja? Jedenfalls ist es eine schöne Anekdote. So ergeht es einem oft in diesem zweitiligen Familienebenteiler „Der Mann mit dem Fagott“, das auf dem autobiografischen 700-Seiten-Roman von Udo Jürgens und Michaela Moritz beruht. Er hat nun zum 77. Geburtstag des Sängers und Musikers seine TV-Premiere. Zwölf Jahre haben die Vorbereitungen gedauert.

Was ist wahr und was nicht? Wie viel Verklärung verbirgt sich hinter Jürgens' Erzählung über das Leben seiner Vorfahren und über seinen eigenen Aufstieg? Man könnte fleißig herumräteln, aber solche Fragen sind in einer melodramatischen Fernseh-Fiktion doch eher

Nebensache. Da geht es weniger um bare Münze als um große Scheine, und so beeindruckt der Film vor allem durch Opulenz. Das üppige Szenenbild und die Ausstattung, vom Restaurant im Moskau des zaristischen Russlands bis zum Tonstudio in den Fünfzigerjahren. Die formidable Maske, die zum Beispiel den Schauspieler Christian Berkel buchstäblich in einen alten Mann – den Großvater von Jürgens – verwandelt. Die satten Farben; die kräftigen Spiele mit Licht und Schatten: Offenbar durfte sich das Team in diesem elf Millionen Euro teuren ARD/ORF-Gemeinschaftswerk einen schönen Songtitel von Udo Jürgens zu Herzen nehmen: Aber bitte mit Sahne!

Wenig Amouröses

Das Fernsehen legt sich ins Zeug, was durchaus angemessen erscheint für einen populären Star wie Udo Jürgens. Die Lieder des Österreichers haben sich eingebrennt ins kollektive Gedächtnis. Er sammelte Gold und Platin in Hülle und Fülle und spielt noch heute vor vollen Konzertsälen mit Ovationen spendenden Fans. Am Freitag, wenn der zweite Teil ausgestrahlt wird, feiert Udo Jürgens seinen Geburtstag.

Es gibt eine schöne Filmszene, als der junge Austauschstudent Udo (David Rott) in einem Jazz-Schuppen in New York gebeten wird, doch auch mal ein Liedchen zu klümpeln. Natürlich begeistert er das Publikum, eine hübsche junge Frau steht wortlos auf und küsst ihn auf den Mund. „Wenn mir das Leben so entgegenkommt, was soll ich machen?“, sagt Udo zu einem Bekannten, der ihn an seine Freundin Gitta (Valerie Niehaus) daheim

erinnert. Damit ist alles erzählt, mehr Details von seinem späteren, sagen wir, lebenslustigen Dasein will man gar nicht wissen.

Das ist aber auch die einzige Zurückhaltung, die man „Heimat“- und „Buddenbrooks“-Kameramann Gernot Roll, Miguel Alexandre (Regie, Buch) und Harald Göckeritz (Buch) nachsagen kann. Sie tauchen den Film in eine zum Teil unwirkliche Atmosphäre, mit Bildern, die wie ein Gemälde aussehen. Oder auch mal wie eine Kitschpostkarte – schönen Gruß vom Bremer Weihnachtsmarkt im Winter 1891: Hier sitzt Heinrich Bockelmann, Udo Jürgens' Großvater, und lauscht einem Fagottspieler. Und weil ihm die russische Weise so sanft in die Seele weht (Schauspieler Berkel gibt sein Bestes), entschließt er sich, nach Moskau auszuwandern.

20 Jahre später ist er, man erfährt nicht wie, Bankdirektor geworden, ein entschlossener Mann, der notfalls mit seinen Kindern mitten durch ein Wasserbecken stapft, wenn er den letzten freien Tisch im Restaurant erobern will. Als der Erste Weltkrieg beginnt, setzt Bockelmann seine Familie in einen Zug nach Schweden, er selbst landet im Gefängnis in Sibirien.

Auch sein Sohn Rudi (Ulrich Noethen) wird mal eingesperrt – von der Gestapo. Rudi ist Parteimitglied und Bürgermeister, er zweifelt erst spät an der Nazi-Ideologie, aber er zweifelt. Außerdem ist er freundlich zu den sowjetischen Zwangsarbeitern auf seinem Hof in Kärnten und vertraut einem von ihnen am Kriegsende sogar etwas ganz Besonderes an: die Statue, die einen Fagottspieler darstellt und die ihm sein Vater anvertraut hatte.

Udo Jürgens holt sie Jahrzehnte später in Moskau wieder ab, wobei sich der einstige Zwangsarbeiter, dargestellt vom 89-jährigen Otto Tausig, vor Rührung gar nicht mehr einkriegt. Udo Jürgens spielt sich hier selbst, was der eher peinlichen Szene vielleicht eine Art Echtheitszertifikat verleihen sollte. Aber so wirkt alles sehr falsch: die Sentimentalität ebenso wie das Halbdokumentarische.

Die Stimme des Alten

Udo Jürgens wäre besser im Hintergrund geblieben, auch so trägt dieser Film ja seine Handschrift: Von ihm stammt nicht nur die Romanvorlage, er arbeitete am Drehbuch mit, schrieb die Filmmusik und spielte sie mit dem Filmorchester Babelsberg ein. Er sprach sich auch für David Rott als Darsteller aus, der den aufstrebenden Udo Jürgens in den Fünfziger- und Sechzigerjahren spielt. Der 34-jährige Rott – bekannt aus Filmen wie „Sisi“, „Männer wie wir“ und „Das letzte Stück Himmel“ – trifft den Ton des unbekümmerten, lebenslustigen Mannes, für den die Musik an erster Stelle steht.

Nur wenn Rott singt, wird es seltsam, denn dann hört man plötzlich die vollere Originalstimme von Udo Jürgens. Ein wenig mehr Mut zu einer eigenen Interpretation hätte sicher auch nicht geschadet. Bei so viel Sahne drumherum.

- Der Film: „Der Mann mit dem Fagott“, am Donnerstag und Freitag, jeweils 20.15 Uhr, ARD
- Im Gespräch: „Bockelmann: Udo Jürgens zum 77. Geburtstag“, Donnerstag, 22.55 Uhr, ARD
- Ein Drehbericht: „Making of: „Der Mann mit dem Fagott““, Freitag, 0.10 Uhr, ARD
- Konzert-Mittschnitt: „Udo Jürgens live 2006“, Freitag, 22 Uhr, ARD

Wir sehen nur, was wir wissen

Der israelische Künstler Micha Ullman arbeitet mit Erde, Sand und Leere. In Dresden erinnert er mit seiner Sandschüttung an eine NS-Bücherverbrennung.

Unter Verwendung von einem Eimer roten Sand aus seiner Heimat und 2000 Büchern schuf Micha Ullman auf einer Fläche von elf mal sechs Metern im Dresdner Leonhardi-Museum die Installation „Sandwerk“. Es geht um die Abwesenheit von Büchern. Das Thema des Buches ist für die jüdische Religion und Kultur von zentraler Bedeutung. Das Judentum war die erste durch ein „Buch“ – die Thora – offenbarte Religion. Die Arbeit nimmt auch Bezug auf die erste Dresdner Bücherverbrennung durch die Nationalsozialisten am 8. März 1933 und steht in Verbindung mit Ullmans Mahnmahl „Bibliothek“ auf dem Bebelplatz in Berlin.

Herr Ullman, warum arbeiten Sie mit den Materialien Erde und Sand?

Sand ist ein Teil von mir, von wo ich komme, mit seinen eigenen Qualitäten, besonders in der Farbe, auch in der Materialität. Ich finde es interessant, immer wieder neue Möglichkeiten mit dem gleichen Material zu entdecken, statt das Material ständig zu wechseln.

Benutzen Sie deshalb hauptsächlich den feinkörnigen, roten Sand Ihrer israelischen Heimat?

Es hat zu tun mit israelischen Erfahrungen, in unserer gesamten Lebenszeit, wo der Ort – die Herkunft – eine riesige Frage, eine komplizierte Frage von Okkupation und Identität ist. Das könnte einer der Gründe für den Gebrauch des roten Sandes sein. Aber vielleicht gibt es auch konzeptuelle Einflüsse. Die amerikanische Land Art ist mir bewusst, und auch die europäischen Versionen haben mich beeinflusst. Und ich bin Teil größerer Tendenzen von Israel. Aber jeder bearbeitet seine Existenz.

Ausgangspunkt für Ihre Raumskulpturen ist oft der Ort der Ausstellung. Gibt es eine Verbindung zwischen Ihren momentanen parallel laufenden Ausstellungen in Altenburg und in Dresden?

Alles verbindet sich am Ende. In Al-

tenburg hatte das Biografische einen großen Einfluss auf die Entwicklung der Ausstellung. Meine Großeltern kamen aus Thüringen. In Dresden ist der Ausgangspunkt die Bücherverbrennung am 8. März 1933 – genau wie für die Sandschüttung, die ich 2009 in Berlin realisierte. Es gibt eine Partitur mit einfachen Kriterien und Informationen auf einem Blatt. Man kann diese Arbeit an einem anderen Ort machen und vor allem ohne mich. Ich bin der Komponist, und ein anderer spielt für mich mein Werk.

Aus welchem Grund wählen Sie Glas für Ihre Sandschüttung in Ihrer diesjährigen Retrospektive in Jerusalem aus?

Ich habe den Sand über gebrochenes Glas und über einen Hochzeits-tisch geschüttet. Dieser Tisch markiert eine sehr persönliche, eine Esssituation. Die Gegenstände sind herausgenommen, es bleiben nur die Spuren. In diesem Punkt treffen sich meine Arbeiten in Jerusalem, Altenburg und Dresden: der Sand, die Erde als unendliches Element. Es geht immer um ganz einfache, alltägliche Gegenstände bei mir. In Dresden sind es Bücher oder die Spuren von Büchern. Hier in der Sandschüttung haben wir den Sand als konkretes Material, dort das Buch als ein geistiges Objekt. Und diese beiden Energien bilden einen Schnittpunkt – das Material auf der einen Seite, der Geist auf der anderen: Das gesamte Wissen, was wir darüber haben, gehört auch dazu.

In Ihren Arbeiten geht es auch um das Fehlende. Wissen und Leere – wie passt das zusammen?

Ich habe erkannt, dass beim Sehen das Wissen eine große Rolle spielt. Wenn wir die gleiche Grube in Deutschland oder in Israel sehen, brauchen wir ein anderes Wissen an den zwei Orten, um zu verstehen. Das ist manches Wissen aus der Geschichte, manches aus der Kultur. Das Wissen spielt eine große Rolle. Und dann der wunderbare Satz von Goethe, den ich nur ungefähr wiedergeben kann: Wir sehen nur, was wir wissen.

■ Gespräch: Norbert Wartig

■ „Sandwerk“ bis 6. November im Leonhardi-Museum Dresden, Grundstr. 26. Geöffnet Di bis Fr von 14 bis 18 Uhr, Sa/So von 10 bis 18 Uhr; „Bergwerk“ im Lindenau-Museum Altenburg, Gabelentzstr. 5, Di bis Fr von 12 bis 18 Uhr, Sa/So 10 bis 18 Uhr. Am 3. und 31. Oktober ist das Museum ebenfalls von 10 bis 18 Uhr geöffnet



Der Künstler prüft sein Werk im Dresdner Leonhardi-Museum. Micha Ullman kam 1939 in Tel Aviv zur Welt. Er studierte in Jerusalem und London, lehrte an Kunstakademien in Israel und Deutschland. Ullman lebt im israelischen Ramat Hasharon. 2010 erhielt er den Altenburg-Preis.

Foto: Werner Lieberknecht

Ich bin süchtig!

■ Gesichter

Nikolaj Znaider ist wie nicht wenige Künstler abhängig. Freilich nicht von Nikotin, Alkohol oder anderen Drogen. „Ich gestehe: Ich bin süchtig“, sagt der 36-Jährige, „nach dem samtig-dunklen Klang der Sächsischen Staatskapelle.“ Und dieser Sucht frönt er schon seit Jahren – als Solist und seit 2009 auch als Dirigent.

Sein Votum war maßgeblich, als vor Jahren die Kapelle zu einem der zehn besten Orchester gewählt wurde. Sie dankt es auf ihre Weise – und wählte den dänisch-israelischen Künstler in dieser Saison zu ihrem Capell-Virtuose. Am Sonntag gestaltet der Geiger in der Sempoper ab 11 Uhr ein Recital mit Schumann und Beethoven und talkt ab 14.30 Uhr im Rundfoyer mit Dramaturg Tobias Niederschlag. In Sinfonie- und Kammerkonzerten ist er dann im März, Mai und Juni zu erleben. Außerdem geht er mit der



Nikolaj Znaider stellt sich am Sonntag in der Sempoper als der Capell-Virtuose dieser Saison vor. Foto: M. Creutziger

Kapelle und deren Ehren-dirigenten Sir Colin Davis auf Europa-Tour.

Der 1,92-Mann ist eine Star am Instrument, was auch viele Preise und Platten beweisen. Außerdem hat er als Musiker ein besonderes Händchen, Orchesterkollegen zu motivieren. „Ich versuche, mich mit ihnen zu identifizieren“, sagt er. Entsprechend umwerfend spielen sie unter ihm. Wohl habe er als Anfängerdirigent noch viel zu lernen, gibt Znaider zu und bekennt eine weitere Sucht: „Aber ich brenne für die Oper, die Sinfonik – am Pult bin ich wie im Rausch.“ (SZ/bkl)

Mit dem Glauben an die Voodoo-Magie schützt sich eine Deutsche vor der sie bedrängenden Außenwelt.

Auf dieser Welt gibt es geistig und übersinnlich nahezu alles. Auch eine Religion mit vielen geheimnisvollen Göttern, die mit ihren eigenen unterschiedlichen Rhythmen beschworen werden müssen. Wie es zu guten religiösen Wesen gehört, sind sie stets in der Nähe, wohnen in Hütten und Palästen, in Ackerfurchen und Bäumen, sogar in Schallplattenrillen und Tätowierungen. Lautstark betend angesungen, sollen sie vor bösen Geistern schützen. Voodoo nennt sich dieser Glaube, und das neue Hörspiel von Deutschlandradio Kultur nimmt den Namen in seinen Titel auf: „Voodoo Child und die Musik als fünftes Element“.

Götter, Gesänge und Geräusche



Hörspiel des Monats
Von Rolf Floß

Das entsprechende Kind ist eine junge deutsche Frau, die in Hamburg lebt und durch die Welt reist. Am liebsten nach Afrika. Den Glauben hat sie dort und in der Karibik kennengelernt, meistens durch stimmungswichtige Gesänge. Zur Elbe zurückgekehrt, bemerkt sie an manchen skurrilen oder kleinen Erlebnissen versteckte Zeichen. Hinter den Dingen scheint noch etwas anderes zu leben. Ob nun bei ihrem Kampf gegen die Gebühren-einzugszentrale, die partout nicht glauben will, dass sie kein Fernsehgerät besitzt und ausschließlich Ra-

dio hört. Oder in der Telefonstimme eines schwäbelnden Versicherungsagenten, der sie bedrängt, bis er schließlich ein selbst verfasstes Lied in den Hörer singt, das die Musik als fünftes Element preist.

Die 1952 an der Mosel geborene Susanne Amatosero hat sich als Autorin und Regisseurin eine berührende schöne Zwischenwelt eingerichtet. Ihre Klangreise führt durch Geräusche, Musik und Sprache. Jenny Klippel als Voodoo Child redet einmal von der Freiheit, fremd zu sein. Es ist wohl mehr. Ihrer mädchenhaften Stimme gelingt es, für andere nacherlebbar über diese eigenartige Welt zu staunen, ebenso jedoch gelassen selbstsicher zu klingen. Eifernd wirkt sie nie, das lässt der manchmal heitere und oft poetische Text nicht zu. Er ist aber nur ein, wenn auch ein wichtiger Bestandteil der rockenden Klangwelt. Matthias Arfmann, der souverän Gitarre spielt, hat die Tonfolgen

komponiert. Jean Boris Szymczak nahm die Hauptrolle der Jenny Klippel und die nur Stichworte gebenden Männerstimmen sensibel auf. Karl Atteln als ein zweiter Tonmeister mischte in einem anderen Studio, das ist selten, die Sprach-, Musik- und Geräuschspuren. Natürlich gemeinsam mit Susanne Amatosero. Entstanden ist ein eigenwilliger radiofoner Kunstgenuss.

Weiß man wie unsereins nicht allzu viel über Voodoo-Götter, bleibt mancher Hintersinn ungedeutet. Das Fremdsein macht aber den besonderen und geheimnisvollen Reiz der Gesänge und Klänge aus, durch die sich eine junge Frau tänzelnd bewegt. Vor der bedrückenden, bedrängenden Außenwelt wird sie irgendwie beschützt. Den schwarzen Göttern von Gospel und Blues sei Dank.

■ Sendetermin: heute, 21.33 Uhr, Deutschlandradio Kultur